

REZENSION

Peter, Benjamin (éd.), 2024. *Contact des langues et plurilinguisme dans la Romania. Contacto de lenguas y plurilingüismo en la Romania*. Berlin : Frank & Timme, 325 pp.

Bereits zu Anfang seiner Einleitung sagt der Herausgeber, worum es ihm geht:

« [...] il s'agit de rassembler différentes approches du phénomène du *contact des langues*, afin de présenter de manière exemplaire la diversité méthodologique et théorique de ces approches ainsi que l'étendue des différents objets d'étude en linguistique romane au sein d'un même volume. » (8)

In der Tat beleuchten die elf Aufsätze sehr unterschiedliche Probleme und aus den verschiedensten Perspektiven. Sie zeigen, dass das Interesse für den Sprachkontakt (und -konflikt) heute neben das früher vorherrschende für isolierte Einzelsprachen tritt, dass das konkrete sprachliche Verhalten neben den Normen immer wichtiger wird. Insofern kann man von einer gewissen Demokratisierung des Erkenntnisinteresses sprechen. Fünf Texte sind auf Französisch geschrieben, die übrigen auf Spanisch. Etliche stammen von Nachwuchswissenschaftlern, andere von erfahrenen Kolleginnen und Kollegen. Auch geographisch schreiten sie große Teile der Romania ab (und gehen teilweise darüber hinaus). Die Unterschiedlichkeit der Themen und Ansätze macht es notwendig, auf jeden Beitrag einzeln einzugehen.

Der erste Text von Inga Hennecke und Anja Hennemann handelt von "Reparación conversacional y cambio de código en hablantes bilingües español-inglés" [in Miami] (19-45). Die Autorinnen sehen ihre Hypothese als bestätigt an, dass Korrekturen und Sprachwechsel sich ergänzen und vor allem zur Strukturierung des Diskurses (und nicht ausschließlich zur Fehlerkorrektur) dienen (41).

Laurence Arrighi und Tommy Berger betrachten « Le contact français-anglais en Acadie (Canada). Une étude des manifestations du contact linguistique dans un podcast acadien 'tout en chiac' » (47-84). Bekanntlich wird in der *Acadie* Französisch als Minderheitensprache gesprochen, es kommt vielfach zu Einflüssen des (dort) dominanten Englisch auf das Französische. Wurde *Chiac* zunächst in den neunziger Jahren meist als eine Mischung von Französisch und

Englisch angesehen, die ein eigenes System bildet, so wird später der französische Charakter des *Chiac* hervorgehoben (54-55). Die beiden Verfasser sind etwas vorsichtiger und sagen « nous avons bien affaire à du français, du point de vue des représentations, [mais] ce français est stigmatisé. » (55) In den angeführten Textstücken wird eine recht unterschiedliche Verwendung der sprachlichen Materialien sichtbar, welche zu einer vorsichtigeren und offeneren definitiven Annäherung führt: « le terme *chiac* renvoie à un ensemble de faits de langue qu'il serait hasardeux de vouloir ramener à un système cohérent et rigide. » (79) Wahrscheinlich kommen solche offeneren Definitionen der Praxis der Sprecherinnen und Sprecher näher.

Basieren diese beiden Untersuchungen auf Gesprächsprotokollen, so schlägt die Potsdamer Emerita Gerda Haßler einen ganz anderen Weg ein. Sie interessiert sich zunächst für die Entwicklung des Konzepts *Neologismus* in der Geschichte des Französischen, untersucht dafür die einschlägigen Werke vor allem des 18. Jahrhunderts und gelangt von da zu der Frage, welche Rolle Gallicismen heute in den iberoromanischen Sprachen Spaniens spielen (85-107). Dabei geht sie von der bekannten Beobachtung aus, dass die einst übermächtigen Franzismen in diesen Sprachen jetzt vor allem von Anglizismen abgelöst werden. Dahinter erhebt sich die (bekannte) Frage, wie viele dieser Anglizismen auf Franzismen im Englischen zurückgehen, mit anderen Worten die Frage danach, wie Neologismen, die auf Entlehnungen zurückgehen, zu klassifizieren seien: ist ein ursprünglich arabisches Wort im Deutschen als Arabismus anzusehen oder etwa als Italianismus, falls es über Italien ins Deutsche kam? Ohne eine abschließende Lösung zu bieten, denkt Gerda Haßler, dass eine erneute Beschäftigung mit dem Phänomen der Neologismen sich aus vielen Gründen lohnen würde.

Christian Koch geht für seinen Beitrag von einer sprachdidaktischen Fragestellung aus, wenn er sich mit « Le français hors du français. La dispersion des gallicismes et d'autres congénères dans le monde entier et leur (re)découverte dans l'enseignement plurilingue » (109-129) befasst. Es geht ihm darum festzustellen, welche Hilfen beim Spracherwerb die Existenz von Xenismen in anderen Sprachen (im vorliegenden Falle aus dem Französischen) spielen können. Man kann seinen Text als eine aktuelle Ergänzung zu den Überlegungen Gerda Haßlers sehen. Auf jeden Fall verdient er weitere Aufmerksamkeit in der Sprachdidaktik. Nicht zuletzt meint Koch auch, das Feld des sprachlichen Exports könne eine weitere lohnende Aufgabe der Romanistik sein (127).

Franz Meier untersucht den Einfluss des Französischen auf die Vervielfachung von Spaltsätzen in der wissenschaftlichen italienischen Prosa im späten 18. Jahrhundert (131-155). Dazu vergleicht er übersetzte und nicht übersetzte

Texte aus der Zeit. Er führt die Zunahme der Spaltsätze, wohl zu Recht, auf die zahlreichen Übersetzungen aus dem Französischen zurück (152).

Einen großen geographischen und sprachlichen Sprung macht der Text von Andrea Pešková notwendig. Sie schreibt über “Preguntas parciales en el español paraguayo“ (157-189) und vermutet Einflüsse des Guaraní. Bekanntlich ist neben dem Spanischen in Paraguay das Guaraní offiziell; zwischen beiden hat sich eine Übergangsform, das Jopará, gebildet. Andrea Pešková kann anhand der von ihr gesammelten Aufnahmen von Gesprächen Einflüsse des Guaraní sowohl in der Syntax als auch in der Intonation nachweisen. Dabei zeigt sich, dass die Kompetenz in den einzelnen Sprachen eine gewisse Rolle für das sprachliche Verhalten spielt.

Auch Oumayma Ayoujil und Mario Ruiz Moreno behandeln den aktuellen Kontakt in ihrem Beitrag über “Usos y actitudes lingüísticas entre la juventud arabocatalana“ (191-211). Sie vergleichen die Einstellungen (Repräsentationen) und Praxen von Arabisch, Kastilisch und Katalanisch bei aus Marokko stammenden Immigrantinnen und Immigranten (die entweder schon in Katalonien geboren oder bis zum zehnten Lebensjahr eingereist sind). Es handelt sich in der Mehrzahl um Hochschulabsolventen, Studenten oder mindestens Absolventen der Reifeprüfung. Sie alle haben eine hohe Kompetenz auf Kastilisch und Katalanisch, identifizieren sich vor allem mit dem Arabischen, leben aber außerhalb der Familie weitgehend auf Kastilisch und Katalanisch. Gewöhnlich bewerten sie das Kastilische als noch wichtiger als das Katalanische. Natürlich werden ihre Einschätzungen von den alltäglichen kommunikativen Erfahrungen beeinflusst. Es verwundert in diesem sehr sorgfältigen Beitrag ein wenig, dass die Frage des Tamazight gar nicht erwähnt wird.

Ebenfalls mit Repräsentationen befasst sich der Beitrag von Carolin Patzelt aus Bremen: “Neo-limeño vs. quechuañol. Representaciones sociolingüísticas del contacto de variedades en Lima“ (213-235). Sie betrachtet die Stellungen von Bewohnern von Lima im Hinblick auf die beobachteten sprachlichen Praxen. Dazu muss man wissen, dass die Stadt seit langem der Zielpunkt für die Binnenwanderung von ursprünglichen Bewohnern der Anden ist, so dass die ursprünglich aus der Stadt stammenden Bewohner nur noch eine (relativ kleine) Minderheit bilden. Während stärker vom Quechua beeinflusste Varietäten der Zuwanderer von den „ingesessenen“ Bewohnern (die sich meistens in den Chat-Foren äußern) geringe Achtung genießen, werden die „Neolimeños“, die sich im Prozess der sprachlichen Anpassung befinden, eher akzeptiert. Allerdings steht die (angeblich) akzentfreie Sprache der Städter über allem. Die Arbeit gibt einen guten Überblick darüber, wie die städtische Oberschicht die Zuwanderer beurteilt. Natürlich beziehen diese Einschätzungen

sich ausschließlich auf die Sprache und lassen keine Schlüsse auf einen eventuell vorhandenen Rassismus zu!

Wieder einen anderen Zugang zur Mehrsprachigkeit wählen Carsten Sinner aus Leipzig, Encarnación Tabares Plasencia und Elia Hernández Socas in ihrem Beitrag über “El judeoespañol de Viena, entre influencia del alemán y koineización“ (237-261). Es ist bekannt, dass in Wien viele aschkenasische Juden lebten, dass es daneben auch eine kleine sephardische Gruppe gab, wird gewöhnlich nur erwähnt, wenn etwa von Elias Canetti und seiner Frau Veza die Rede ist. Immerhin lebten um 1900 neben etwa 170 000 Aschkenasen über 1000 Sepharden (240). Wien war für sie zunehmend ein wichtiges kulturelles Zentrum außerhalb des Osmanischen Reiches. Daher wurde es auch zum Ort kultureller Produktion. Bekanntlich gab es für das Judenspanische (Sephardische) damals keine eindeutige Referenzsprache, daher standen die verschiedenen Zentren in einer gewissen Konkurrenz zueinander. Dabei spielt in Wien die Kopräsenz des Deutschen eine gewisse Rolle. Natürlich, darauf verweisen die Autoren, können sie nur über veröffentlichte Texte verfügen (248), was eine Verzerrung der Situation mit sich bringt. Sie kommen zu dem Schluss, dass zahlreiche Erscheinungen potentiell als Germanismen interpretierbar sind, dass es aber daneben auch andere Lektüremöglichkeiten gibt (257). Für mich ist erstaunlich, dass sie die möglichen Einflüsse durch das natürlich niedriger konnotierte Jiddisch, mit dem die Sepharden häufig konfrontiert sein mussten, nicht erwähnen.

Alexander M. Teixeira Kalkhoff versucht in seinem Beitrag, ausgehend vom Sprachkontakt zwischen Rumänen (wohl Rumänisch Sprechenden) und Madridern, ein Forschungsprofil für eine Untersuchung des Kontakts zwischen Brasilianern und Madridern zu skizzieren (263-284). Bekanntlich sind seit 1990 zahlreiche Rumänen nach Spanien gezogen, nach der Zählung von 2019 über 620 000, von denen über 42 000 in Madrid leben (gegen 10 000 Brasilianer). Der Autor verfolgt die Einwanderung beider Gruppen genau, zeigt auch, wo in Madrid sie sich niederlassen (die Rumänen eher in den bescheideneren Vierteln, die Brasilianer auch in einigen wohlhabenderen). Er beschreibt einige Besonderheiten des rumänisch-kastilischen Sprachkontakts und schließt mit Überlegungen, welche Aspekte besonders zu beachten seien, wenn es sich um eine Untersuchung des brasilianisch-kastilischen Sprachkontakts handelt. Dem Leser wird nicht ganz klar, warum der Autor sich vor allem mit dem Rumänischen und den Rumänen befasst, wenn er ein Projekt zur Erforschung der Brasilianer skizzieren möchte.

Evelyn Wiesinger geht an einen französisch-spanischen Vergleich in Nordamerika. Es geht um die Syntagmen *llamar para atrás* und *back faire*, die als

Georg Kremnitz

Kontaktphänomene identifiziert wurden. Zunächst betrachtet sie die Entwicklung in den beiden Sprachen, bevor es zu dem Kontakt kam (jeweils seit dem 12. Jahrhundert), dann widmet sie sich den Beobachtungen in den USA bzw. in Kanada. Sie stellt eine Intensivierung des Gebrauchs fest, sagt aber auch: « Dans les deux cas, le contact avec l'anglais semble plutôt renforcer le potentiel que l'on retrouve déjà dans les variétés (anciennes ou actuelles) des langues romanes. » (317)

Der Band gibt einen guten Überblick über aktuelle Forschungsmöglichkeiten. Vielleicht hätte eine etwas andere Anordnung der einzelnen Beiträge die internen Bezüge noch deutlicher gemacht (Zusammenstellung der korpusbasierten Arbeiten gegen vor allem historische?). Auch eine abschließende Synthese des Herausgebers hätte diese noch deutlicher machen können. Einige kleine Bemerkungen drängen sich auf: es ist schade, dass über die Beiträgerinnen und Beiträger keine Angaben gemacht werden; eine knappe Präsentation wäre sinnvoll gewesen. Leider sucht man manche in den Texten angegebenen Quellen vergeblich in den jeweiligen Bibliographien. Wenn man so umfangreiche Literaturangaben an das Ende jedes Beitrags stellt, fallen Lücken umso mehr auf. Und schließlich: einige wenige Beiträge hätten nochmals eine kritische Lektüre verdient. Aber diese wenigen Beobachtungen können das Verdienst des Herausgebers nicht mindern. Er verdient alle Anerkennung für seine Anstrengung, diese auseinanderstrebenden Ansätze zwischen zwei Buchdeckeln zu vereinen.

Oberwaltersdorf, 18. Juli 2024